

Friedrich Hölderlin

Der Dichter des Dichters Eine Einführung in Leben und Werk

Der vorliegende Text ist ein leicht überarbeiteter Vortrag, den ich 2021 im Gymnasium Wiedikon vor einer Maturaklasse gehalten habe.

Inhalt

I. Steckbrief

II. Wozu Dichter in dürftiger Zeit?

III. Unter Gottes Gewittern

IV. Schönheit: Das dynamische Gleichgewicht der Gegensätze

V. »Dass ich so kalt, allzunüchtern und verschlossen werden soll«

VI. Zuviel des Guten: Hölderlins Zusammenbruch

Friedrich Hölderlin: »Der Dichter des Dichters«

Diese Seiten sind mit »Der Dichter des Dichters« überschrieben. Der Titel versteht sich nicht von selbst, sondern wirft Fragen auf, denen ich im Folgenden nachgehe. Damit einher gebe ich auch einige Einblicke in Hölderlins Biographie. Meine Ausführungen sind als Einführung in sein Werk und als knappes Portrait seiner Person gedacht.

I. Steckbrief

Friedrich Hölderlin, der von 1770 bis 1842 lebte, ist ein kühner, revolutionärer und idealistischer Dichter. Er war mit Hegel und Schelling, den bedeutendsten Philosophen des deutschen Idealismus befreundet. Seine Dichtung ist von ihrem Gedankenaustausch geprägt. Hölderlin war auch ein begeisterter Anhänger der französischen Revolution. Er hoffte, dass der Umsturz auf Deutschland übergreifen und dort zur Entstehung einer Republik beitragen würde. Doch von der Gewalt, die sich im Verlauf der Revolution entwickelte, war er schon bald abgestossen. Deshalb beschloss er, mit seiner Dichtung eine innere Veränderung seiner Zeitgenossen anzustossen und auf diesem Weg die Ideale der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit zu verwirklichen. Hölderlins grösste Liebe galt aber dem antiken Griechenland. Er verehrte seine Dichter, und es war das höchste Ziel seiner eigenen Dichtung, Keime für eine neue Kultur zu legen, die der griechischen ebenbürtig ist. Zur Verwirklichung dieses Ideals schuf Hölderlin eine Sprache von erhabener Schönheit und Musikalität.

Hölderlin hat als Dichter der Weimarer Klassik begonnen. Eines seiner grössten Vorbilder war Friedrich Schiller. Bald aber schlug er eigene Wege ein und brachte ein dichterisches Werk hervor, für das nur eine kleine Elite Verständnis hatte. In seiner eigenen Zeit galt er als »stiller und feiner Nebenpoet mit rührender Vita«. Die rührende Vita bezieht sich auf die



Friedrich Hölderlin

beiden bis heute bekanntesten Ereignisse seiner Biographie: Auf seine Liebe zu Susette Gontard, der Ehefrau eines Frankfurter Bankiers, und auf seine angebliche Geisteskrankheit, die in seinem 36. Altersjahr ausbrach.

Hölderlin war seiner Zeit weit voraus. Erst im 20. Jahrhundert begann man besser zu verstehen, was er mit seiner Dichtung im Blick hatte. Martin Heidegger, einer der einflussreichsten Philosophen des Jahrhunderts, brachte das Besondere von Hölderlins Werk auf den Punkt, indem er ihn als den »Dichter des Dichters« bezeichnete. Was heisst das? Hölderlins Gedichte handeln zwar von der Natur, vom antiken Griechenland und von den Göttern, doch in erster Linie sprechen sie vom Wesen der Dichters und der Dichtung. Diesem Wesen kommen wir näher, wenn wir einer Reihe von Fragen nachgehen: Was ist ein Dichter? Woher kommen seine Inspirationen, das heisst die Ideen und die Gestaltungskraft für sein Werk? Was ist die Aufgabe der Dichtung? Und schliesslich, mit welchen Mitteln verwirklicht die Dichtung ihr Ziel?

II. »Wozu Dichter in dürftiger Zeit?«

Wir werden nun am Beispiel einiger Texte Hölderlins diese Fragen zu beantworten versuchen. Beginnen wir mit der Aufgabe der Dichtung. Worin besteht sie für Hölderlin? Er hat die Erfahrung gemacht, dass seine Zeitgenossen wenig empfänglich sind für seine Gedichte und für das Dichterische überhaupt. In seiner Elegie *Brod und Wein* fragt er deshalb: »Wozu Dichter in dürftiger Zeit?«

Der Dürftigkeit des ausgehenden 18. und des beginnenden 19. Jahrhunderts begegnen wir im *Hyperion*, einem Briefroman mit autobiographischen Zügen, an dem Hölderlin von seinem 22. bis zu seinem 27. Altersjahr gearbeitet hat. Hyperion, ein Titan und der Vater des Sonnengotts Helios, ist im Roman das Alterego des Dichters. Er lebt in der Mitte des 18. Jahrhunderts in Griechenland. Es ist die Zeit, in der das Land

von den Osmanen besetzt ist. In vielen Briefen an seinen deutschen Freund Bellarmin erzählt Hyperion von seiner Kindheit, seiner Liebe zur schönen und klugen Diotima, seinen Idealen und wie er zu seinem Beruf als Dichter findet. Einer seiner Freunde überredet ihn, an der Revolte der Griechen gegen die osmanische Herrschaft teilzunehmen. Auf diese Revolte projiziert Hölderlin die Ereignisse der französischen Revolution, und wie diese scheitert auch der Aufstand der Griechen. Hyperion ist am Boden zerstört. Zudem ist in der Zwischenzeit Diotima gestorben. Alles, was ihm wichtig war, hat er verloren. Um zu den leidvollen Ereignissen Distanz zu bekommen, begibt er sich nach Deutschland, und dort lernt er natürlich Hölderlins Zeitgenossen kennen. Sein Urteil über die Deutschen ist vernichtend:

Es ist ein hartes Wort und dennoch sag ichs, weil es Wahrheit ist: ich kann kein Volk mir denken, das zerrissener wäre, wie die Deutschen. Handwerker siehst du, aber keine Menschen, Denker, aber keine Menschen, Priester, aber keine Menschen, Herrn und Knechte, Jungen und gesetzte Leute, aber keine Menschen – ist das nicht, wie ein Schlachtfeld, wo Hände und Arme und alle Glieder zerstückelt untereinander liegen, indessen das vergossne Lebensblut im Sande zerrinnt.

Hyperion trifft die Deutschen in einem verrohten Zustand an. Der Deutsche geht ganz in seinem Standesdenken und seiner gesellschaftlichen Rolle auf. Dadurch hat er sein Menschliches verloren. Das Menschliche würde die Handwerker und die Philosophen, die Jungen und die Alten bei all ihrer Unterschiedlichkeit miteinander verbindet. Doch dieses Verbindende ist wie das Lebensblut nach einer Schlacht im Sande

zerronnen. In ihrer Isolation und Zerstrittenheit fehlt also den Menschen von Hölderlins Zeit der lebendige Zusammenhang in sich selber und untereinander. Deshalb mangelt es ihnen auch an einer Gesellschaftsordnung, die dem Lebendigen Raum lässt.

Auch unsere Gegenwart ist zerrissen: In Klimaretter und Klimaleugner, in Coronaverharmloser und Coronapanikmacher, in Linksextremisten und Rechtsextremisten, in Aufgeklärte und esoterische Verschwörungstheoretiker. Hölderlins Zeitdiagnose ist also immer noch aktuell und brisant.

Aber bereits im 18. Jahrhundert verlangten die zerrütteten Verhältnisse dringend nach Heilung. Und genau darin sieht Hölderlin die Aufgabe seiner Dichtung. Das dichterische Wort soll die Risse in der Gesellschaft schliessen, die Menschen miteinander versöhnen und sie wieder menschlich werden lassen.

Um nicht die Fehler zu wiederholen, die den unheilvollen Zustand hervorgebracht haben, muss sich Hölderlin klar werden, wie es zu diesem gekommen ist. Auch darüber hat er sich im *Hyperion* Gedanken gemacht. Von den Deutschen – und damit sind alle Menschen der westlichen Hemisphäre gemeint – heisst es:

Barbaren von alters her, durch Fleiss und Wissenschaft und selbst durch Religion barbarischer geworden, tiefunfähig jedes göttlichen Gefühls, (...) dumpf und harmonielos wie die Scherben eines weggeworfenen Gefässes.

Barbaren sind die Deutschen, weil sie in Disharmonie leben und gefühllos sind. Das Wort barbarisch stammt von den Griechen. Sie bezeichneten

damit Menschen, die schlecht oder kein Griechisch sprachen. Vom Wortsinn her bedeutet Barbar Stammer, Laller, Stotterer. Barbaren sind also Menschen, die sich nicht ausdrücken können und in einem tieferen Sinn keine Sprache haben.

Zu diesem Sprachverlust ist es bei den Deutschen vor allem durch Fleiss, Wissenschaft und Religion gekommen. Beim Fleiss denkt Hölderlin an ihre typische Eigenschaften, die heute allgemein verbreitet sind: An ihren Arbeitseifer, ihre Disziplin und wirtschaftliche Tüchtigkeit. Für sich genommen sind diese Eigenschaften nichts Schlechtes. Aber sie können dazu führen, dass die Arbeit und der wirtschaftliche Erfolg zum einzigen Lebenszweck werden. Fleiss macht für Hölderlin aus den Menschen »allberechnende Barbaren«, für die nur zählt, was ihnen nützt und etwas einträgt. Auch daran hat sich bis heute nicht viel geändert.

Doch warum machen auch Wissenschaft und Religion Barbaren aus den Menschen? Tragen diese kulturellen Praktiken nicht im Gegenteil dazu bei, dass wir uns bilden und kultivieren? Die abendländische Geschichte hat sich anders entwickelt. Mit der Aufklärung wurde das mittelalterliche und barocke Weltbild, das noch stark von der christlichen Religion getragen war, erschüttert und allmählich zu Fall gebracht. Aber warum führt diese Entwicklung zu einer Spaltung der Menschen? Ein Beispiel kann das deutlich machen. Die Naturwissenschaft, die mit der Aufklärung so richtig aufblühte, fand eine neue Erklärung für die Entstehung der Erde. Aus wissenschaftlicher Sicht ist die Erde durch einen Urknall in zeitlich grosser Ferne entstanden. Für den aufgeklärten Verstand ist diese Erklärung einleuchtender als die Vorstellung der Religion, dass Gott den Himmel, die

Erde und alle Lebewesen in sieben Tagen geschaffen hat. Die beiden Auffassungen lassen sich nicht unter einen Hut bringen. In der Folge werden die Menschen auseinandergerissen, und sie stehen sich nun als Aufgeklärte und Gläubige gegenüber. Bei manchen von ihnen geht dieser Riss sogar durch die eigene Person. Am Sonntag gehen sie in die Kirche, unter der Woche betreiben sie Wissenschaft. Aufklärung und Wissenschaft haben es entgegen ihrer Hoffnung bis heute nicht fertig gebracht, die Welt restlos befriedigend zu erklären und uns auf dieser Basis als Gemeinschaft wieder zusammenzubringen. Die fortschreitende Spezialisierung in den Natur- und auch in den Geisteswissenschaften bewirkte sogar eine noch grössere Zersplitterung. Heute gibt es zwar Bemühungen, interdisziplinär zu arbeiten, aber das ist ein schwieriger Weg. Wissenschaftler aus einer Disziplin wissen kaum, was in den anderen geschieht. Zudem hat jedes Fach eine eigene Fachsprache und es ist mühsam, Begriffe zu finden, die von allen Disziplinen akzeptiert werden.

Auch um die Religion ist es zu Hölderlins Zeit nicht besser bestellt. Trotz der Anfechtung durch die Vernunft und die Wissenschaften glaubten damals viele Menschen weiterhin an Gott. Obschon oft unwissentlich orientieren wir uns auch heute noch an den zehn Geboten der Bibel, die ein friedliches Zusammenleben ermöglichen. Also müssten sich Hölderlins Zeitgenossen wenigstens durch die Religion miteinander verbunden fühlen. Das bestreitet der Dichter aber vehement. Die Menschen sind nach seiner Erfahrung »tiefunfähig jedes göttlichen Gefühls«.

Was ist dieses göttliche Gefühl? Es ist zunächst einmal die Fähigkeit, das Göttliche und die Götter in uns fühlen zu können. Von der Formulierung her heisst es aber ebenso, dass wir selber einen göttlichen Funken in uns

tragen, der in unserem Fühlen angelegt ist. Tatsächlich sagt Hölderlin im Gedicht *Menschenbeifall*: » An das Göttliche glauben / Die allein, die es selber sind.« Und es ist genau dieses Gefühl des Göttlichen, das die Dichtung Hölderlins in uns wecken will. Denn es ist dieses Gefühl, das uns menschlich macht und es ist auch das Band, das alles Zerrissene zusammenhält.

Das göttliche Gefühl verändert darüber hinaus unser Verhältnis zur Natur, und dabei denkt Hölderlin an die äussere und innere Natur des Menschen. Im *Hyperion* beklagt er, dass die Deutschen in dieser Hinsicht völlig abgestumpft seien:

(...) wo einmal ein menschlich Wesen abgerichtet ist, da dient es seinem Zweck, da sucht es seinen Nutzen, es schwärmt nicht mehr, bewahre Gott! Es bleibt gesetzt, und wenn (...) des Frühlings holdes Fest, wenn die Versöhnungszeit der Welt die Sorgen alle löst, und Unschuld zaubert in ein schuldig Herz, wenn von der Sonne warmem Strahle berauscht, der Sklave seine Ketten froh vergisst und von der gottbeseelten Luft besänftigt, die Menschenfeinde friedlich, wie die Kinder sind – (...) so bleibt der Deutsche doch in seinem Fach und kümmert sich nicht viel ums Wetter!

Hölderlin schildert in diesem Abschnitt die Zeit der Tag- und Nachtgleiche, eine Phase des Gleichgewichts, der Versöhnung, der Gemeinschaft, in der Unschuld, Freiheit und Friede herrschen. Weil der Mensch nicht mehr schwärmt, ist er aber stumpf geworden gegenüber diesen wunderbaren Wirkungen und Schönheiten der Natur. Schwärmen ist ein Wort, das viele Bedeutungen hat. Zum einen verklären, idealisieren, anhimmeln. Schon zu

Hölderlins Zeit, aber erst recht heute, verstehen wir darunter ein Verhalten, das zur Übertreibung neigt und die Wirklichkeit fliehen möchte. Schwärmen bedeutet zum anderen auch lieben, feiern, preisen, verehren, verherrlichen. Es ist dieses Bedeutungsspektrum, das Hölderlin im Blick hat, denn es umschreibt und präzisiert, was er unter dem göttlichen Gefühl versteht.

Was wir lieben und verehren, müssen wir in seinem Wert auch erkennen. An dieser Tatsache zeigt sich, dass das göttliche Gefühl nicht auf ein reines Gefühlserlebnis beschränkt ist. Wenn wir es in uns entdecken und pflegen, kommen wir im Gegenteil zu Erkenntnissen und es sind dies andere Einsichten, als wir sie im rein nüchternen Zustand bekommen hätten. Mit ihnen verändert sich auch unser Weltbild. Was die Natur betrifft, sehen wir sie in diesem Fall nicht mehr nur als tote Materie, sondern erfahren sie als ein lebendiges Wesen. Gleich im Anschluss an die zitierte Stelle sagt Hölderlin, was mit der Natur geschieht, wenn wir nicht mehr schwärmen. Es ist ein Satz, dessen Wahrheit erst in unserem Jahrhundert in seiner vollen Tragweite sichtbar geworden ist:

Aber du wirst richten, heilige Natur!

Es gibt heute immer mehr Menschen, denen bewusst wird, dass der Klimawandel und auch das Coronavirus auftreten, weil wir die Natur missachten und ausbeuten. Nach Hölderlin müsste man diesen Missständen aber nicht nur mit äusseren Massnahmen begegnen, sondern auch mit einer veränderten Gesinnung. Das göttliche Gefühl muss in uns erwachen, und dann werden wir die Natur wieder als etwas Heiliges

begreifen und ehren, als etwas, das im Gleichgewicht ist. Nur durch diese innere Änderung finden wir auch zu den angemessenen äusseren Massnahmen.

Nun ist aber noch immer nicht verständlich, warum die Religion das göttliche Gefühl nicht am Leben erhält. Gerade dafür wäre sie doch zuständig. Um einer Antwort auf diese Frage näher zu kommen, machen wir nun einen Abstecher in Hölderlins Biographie.

Der Dichter ist 1770 in Lauffen am Neckar, einem kleinen Ort im Schwabenland geboren. Er war das älteste Kind von Heinrich Hölderlin und Johanna Christiane Heyn-Hölderlin. Vater Heinrich war Jurist und arbeitete als Klosterhofmeister. Ein Klosterhofmeister verwaltet die Einkünfte von ehemaligen Klöstern für die protestantische Kirche. Hölderlins Vater wird als ein heiterer, geselliger und sorgloser Mann, aber als nicht besonders geschäftstüchtig beschrieben. Er verstarb bereits im zweiten Lebensjahr des jungen Fritz an einem Schlaganfall und hinterliess der Witwe ein Vermögen, das er um fünf Prozent heruntergewirtschaftet hatte. Zwei Jahre später heiratete Hölderlins Mutter erneut. Ihrem zweiten



Heinrich Friedrich Hölderlin



Johanna Christiana Hölderlin

Mann, Christoph Gok, werden ähnliche Eigenschaften nachgesagt wie seinem leiblichen Vater. Auch Gok hatte das Familienvermögen verringert. Neben einem Amt als Bürgermeister betrieb er einen Weinhandel. Gok hatte unzählige Fässer eines schlechten Jahrgangs Wein erworben, die für viel weniger Geld verkauft werden konnten, als er für sie bezahlt hatte.

Als Hölderlin neun Jahre alt war, verstarb auch Christoph Gok, und zwar an einer Lungenentzündung. Das war ein schwerer Schlag für den kleinen Fritz, dem sein Stiefvater sehr viel bedeutet hatte.

Völlig andere Eigenschaften als ihren beiden Ehemännern werden Hölderlins Mutter nachgesagt. Sie wird als »ernst, leidmütig, gewissenhaft, gottesfürchtig und sparsam« beschrieben, aber auch als »gesunde, zähe, energische, unbeugsame, geschäftstüchtige, buchführende Person (...), die bis ins hohe Alter hell im Kopf blieb und ihren Kindern ein nicht unbedeutendes Vermögen hinterliess.« Hölderlins Mutter hatte sieben Kinder zur Welt gebracht. Allerdings verstarben vier davon schon kurz nach der Geburt oder nach wenigen Jahren.

Die ersten Lebensjahre des Dichters waren also geprägt durch Schwangerschaften und Geburten der Mutter und durch viele Todesfälle. Der frühe Verlust der beiden Väter war für ihn besonders schwer zu ertragen. Einen Halt fand die von Leid geplagte Familie in der Religion. Hölderlins Mutter kam aus einer Pfarrersfamilie und hatte sich dem Pietismus angeschlossen. Der Pietismus ist eine religiöse Strömung, die sich seit der Mitte des 17. Jahrhunderts in den protestantischen Gebieten Europas verbreitet hatte. Sie entstand als Reformbewegung gegen die Dogmatik der protestantischen Kirche. Ihre Überzeugungen hatten sich

aber zu Hölderlins Zeit selbst schon wieder zu Dogmen verfestigt. Ziel des Pietismus war das innere Wachstum im Glauben. Jeder Mensch hat nach pietistischer Ansicht eine direkte Herzensbeziehung zu Gott, die ähnlich zu sehen ist wie die des Kindes zum Vater. Sie entsteht durch eine Neugeburt des Menschen, die infolge göttlicher Gnade eintritt. Bevor es zu dieser Neugeburt kommt, müssen sich die Menschen der Erforschung ihrer Sünden widmen und diese bereuen. Entgegen der Absicht des Pietismus trug diese Erkundung des Innenlebens zur Individualisierung der Menschen bei. Es war jedoch eine Entwicklung, die nicht den ganzen Menschen erfasste. Vielmehr trug sie gerade zu jener Zerrissenheit der Gesellschaft bei, die Hölderlin im *Hyperion* beklagt. Die extreme Gewissensprüfung der Pietisten erzeugte nämlich einen Geist der Knechtschaft, der zu Kleinmütigkeit, Ängstlichkeit, zu Selbstzweifeln und Niedergeschlagenheit führte. Damit brachte der Pietismus Menschen hervor, die nicht an sich selber glaubten und sich als Folge davon auch nicht getrauten, gegen die politischen Autoritäten aufzubegehren.

Hölderlins Heimat, das Schwabenland, gehörte zum Fürstentum Württemberg. Im 18. Jahrhundert wurden die europäischen Staaten zum grössten Teil von absolutistischen Herrschern regiert. Im Fürstentum Württemberg war von 1737 bis 1793 Herzog Carl Eugen an der Macht und übte diese in typisch absolutistischer Weise aus. Er verschwendete Geld und ignorierte wo immer möglich die Mitspracherechte der Bürger. Dadurch wuchs wie in Frankreich auch in Württemberg der Unmut gegen das herrschende System.

1789, im Revolutionsjahr, war Hölderlin 19 Jahre alt. Er studierte zu dieser Zeit Theologie am Tübinger Stift, einer Universität, die unter der Aufsicht des Herzogs stand. An der Universität wie schon zuvor in den Klosterschulen Denkendorf und Maulbronn, wo Hölderlin seine Gymnasialzeit verbracht hatte, herrschten streng autoritäre Verhältnisse. Aus Hölderlins Briefen wissen wir von »Verdriesslichkeiten, Chikanen und Ungerechtigkeiten«, die er erdulden musste. Auch beklagte er sich über »ungesunde Luft im Stift, schlechte Kost, Misshandlungen, Druck und Verachtung.«

Nach Ausbruch der Französischen Revolution sorgte Herzog Carl Eugen mit seiner persönlichen Aufwartung dafür, dass im Stift Ruhe, Ordnung und Gehorsam bewahrt blieben. Der Geist der Revolution hatte aber bereits auf die Tübinger Studenten übergegriffen. Dazu eine Anekdote: Ein Teil der Stiftler hatte einen Geheimklub gegründet. Seine Mitglieder richteten im Hof des Stifts einen Freiheitsbaum auf, um den die Studenten provokativ tanzten. Von Schelling, dem späteren Philosophen, Mitstudenten und Freund Hölderlins wird erzählt, dass er die Marseillaise, die Nationalhymne der Französischen Republik, übersetzt hatte, worauf der Herzog dem jugendlichen Missetäter das Blatt unter die Nase hielt: »Da ist in Frankreich ein sauberes Liedchen gedichtet worden, wird von den Marseiller Banditen gesungen, kennt Er es?« Schelling leugnete nicht, sah dem Herzog gerade ins Gesicht. Der Herzog erteilte den Versammelten eine kräftige Rüge und fragte dann Schelling, ob ihm seine Tat leid wäre. Darauf gab Schelling zur Antwort: »Duchlaucht, wir fehlen alle mannigfach«.

Hölderlins Mutter war ganz im Sinne von Herzog Carl Eugen eifrig darum bemüht, das Rebellische in ihrem Sohn in Schach zu halten. Hölderlin wollte zu jener Zeit das Studienfach wechseln. Wie sein leiblicher Vater hatte er das Bedürfnis, Jurisprudenz zu studieren. Doch die Mutter verlangte Gehorsam und setzte seinem Wunsch massive Widerstände entgegen. Hölderlin gab nach. Noch viel mehr aber stellte sich die Mutter gegen seine Berufung zum Dichter. Hölderlin sollte Pfarrer werden und heiraten, wie sein Grossvater und Urgrossvater mütterlicherseits. Mit der Landeskirchenbehörde Württemberg hatte seine Mutter vereinbart, dass Hölderlins gesamte Ausbildung vom Herzogtum Württemberg finanziert wurde. Als Gegenleistung war Hölderlin dazu verpflichtet, nach Abschluss des Studiums eine Pfarrei zu übernehmen. Auch wenn er sich seiner Mutter gegenüber häufig gehorsam zeigte, von seiner Berufung zum Dichter liess er sich zu keiner Zeit seines Lebens abbringen. Für ihn war Dichten der wahre Gottesdienst und mit einer Tätigkeit als Pfarrer nicht zu vereinbaren. Ebenso hat die Mutter von ihrer Forderung nie abgelassen. Das beträchtliche Erbe von Hölderlins Vater, das ihm den Lebensunterhalt als Dichter gesichert hätte, enthielt sie ihm ein Leben lang vor. Sie knüpfte die Auszahlung an die Bedingung, dass er sich endlich gehorsam zeigt und ein Pfarramt übernimmt.

Die prägenden Ereignisse seiner Kindheit und Jugend machen deutlich, dass die Religion im Privatleben ebenso autoritäre Verhältnisse hervorbrachte wie die Politik im öffentlichen Bereich. Sie verpflichtete die Gläubigen und Untertanen zu Gehorsam, verbündete sich so mit der politischen Herrschaft und beide hielten die Menschen in Unfreiheit. Es ist

diese unglückselige Verquickung von religiöser und politischer Macht, die das göttliche Gefühl, die Liebe zur Natur, zum Geist und zu sich selber in den Menschen allmählich erstickt hatte und die sie für Hölderlin zu Barbaren werden liess.

III. Unter Gottes Gewittern

Mit diesem Wissen wenden wir uns nun Hölderlins Dichtung zu und stellen als nächstes die Frage, woher die Inspirationen für seine Gedichte kommen. Die Antwort lautet: Von den Göttern – gemeint sind die griechischen Götter und Christus. Dass Hölderlin an Götter glaubt, mag heutige Leser befremden. Schon für die meisten Autoren seiner Zeit waren die Götter nur noch ein mythologischer Schmuck der dichterischen Rede. Dichter aber, die von den Göttern sprechen ohne an sie zu glauben, beschimpft Hölderlin im Gedicht *Die scheinheiligen Dichter* als »kalte Heuchler«. Zwar lehnt er sich wie Schiller und Goethe gegen die autoritäre Bevormundung durch die institutionalisierte Religion auf, doch die Götter sind und bleiben für ihn reale Mächte. Dionysos, Apollon, Christus sind Namen für Wesenheiten. Sie zeigen sich dem Menschen in Form von Kräften, über die dieser nicht verfügt. Die meisten von uns anerkennen heutzutage die Existenz solcher Mächte noch am ehesten dann, wenn etwas Unvorhergesehenes, sei es sehr leidvoll sei es aussergewöhnlich glückbringend, über ihr Leben hereinbricht. Nach Hölderlins Überzeugung können wir nur menschlich sein, wenn wir mit dem Göttlichen in Berührung kommen, was auf einen weiteren Aspekt der Götter verweist. Aus dieser Perspektive stehen sie für alles, was grösser ist als unser Bewusstsein und das uns zur Entwicklung unserer Menschlichkeit anstösst.

Da jede und jeder von uns den göttlichen Funken in sich trägt, verfügen wir auch über die Kräfte für dieses Wachstum.

Wie aber kommt es zu einer Begegnung mit den Göttern? Anders als vielen seiner Zeitgenossen ist Hölderlin nicht vom göttlichen Gefühl abgeschnitten. Es lebt in ihm seit seiner Kindheit, und es ist dieses lebendig gebliebene Gefühl, das ihm die Begegnung mit den Himmlischen ermöglicht und das ihn, neben seiner sprachlichen Ausdrucksfähigkeit, zum Dichter prädestiniert.

Und wie kommt es zu den Inspirationen seiner Dichtung? Einmal mehr ist es das göttliche Gefühl, aber in einer gesteigerter Weise, in der Form von Begeisterung, die den Dichter in den inspirierten Zustand versetzt. Durch Begeisterung wird er mit Geist beschenkt. Zum Geist gehören Ideen, Erkenntnisse und schöpferische Gestaltungskraft. Allerdings darf man sich nicht vorstellen, dass Hölderlin einfach dasitzt und auf die Eingebungen der Götter wartet. Er muss tätig werden, damit etwas geschieht. Und er tut, was alle Dichter tun: Er beschäftigt sich mit anderen Dichtern, in seinem Fall mit den griechischen, aber auch mit den zeitgenössischen Autoren. Er studiert zudem ausgiebig Philosophie, er klopft die Sprache auf all ihre Aussagemöglichkeiten, Rhythmen und Klänge ab, er erweitert unablässig seine Kenntnisse. Diese Aktivitäten versetzen Hölderlins Geist in Bewegung, und so gerät dieser in einen feurig erregten Zustand. Davon berichten viele Dichter. Nach Hölderlin steht der Dichter im Moment der Inspiration »unter Gottes Gewittern«, wie es in seinem Gedicht *Wie wenn am Feiertage* heisst. Die Erschütterung durch das Gewitter macht ihn empfänglich für Ideen und Gedanken, die neu, überraschend sind und von

irgendwoher auftauchen und die – nach seinem Verständnis – ein Geschenk der Göttern sind.

Mit dieser Auffassung ist der Dichter, wie ihn Hölderlin versteht, ein Priester. Der Priester begegnet den Göttern unmittelbar und was er dabei von ihnen empfängt, kleidet er ins Gewand der Dichtung, um es den Menschen weiter zu geben. Der Dichter-Priester ist ein Vermittler zwischen Göttern und Menschen.

Mehr verallgemeinernd gesprochen sind die Inspirationen, die Hölderlin empfängt, *einheitsstiftende Ideen und Kräfte*, aus denen eine neue Kultur geboren werden soll. Doch obschon die Beziehung zu den Himmlischen im Zentrum seiner Dichtung steht, bleiben diese immer ein Stück weit fremd und unzugänglich, sie zeigen und entziehen sich im gleichen Atemzug. Sich ihrem offenen Horizont anzunähern, bleibt ein ständiges Abenteuer: »Komm! Ins offene Freund!« fordert Hölderlin den Leser seiner Dichtung in der Elegie *Der Gang aufs Land* auf. Deshalb, aber auch weil in unserer Zeit, ja selbst für Hölderlin, die Götter fern gerückt sind, muss er ihnen mit seiner Sprache entgegenkommen, er muss sich zu ihnen erheben, ihnen gleichsam zudichten. Seine Gedichte haben deshalb einen gespannten, gehobenen Ton, sie klingen fremdartig für die Leser seiner Zeitgenossen aber auch noch für uns. Aber gerade wegen ihrer Fremdartigkeit ist diese Sprache aufrüttelnd für die machtvollen göttlichen Inspirationen, durch die Keime für eine neue Kultur gelegt werden sollen. Es ist daher unumgänglich, dass wir uns als Leser seiner Gedichte anstrengen müssen, wenn wir seine Sprache verstehen wollen. Die Vertiefung in Hölderlins Sprache zahlt sich aber aus. Wir werden in diesem Prozess lebendig, erheben uns innerlich, unsere Brust weitet sich, und wir

können darauf hoffen, das göttliche Gefühl ebenfalls zu erleben und so zur Entstehung einer neuen Kultur beizutragen. Und nicht zuletzt eignen wir uns auf diesem Weg neben reichen Kenntnissen eine Sprache an für die feineren und subtileren Erfahrungen unseres Menschseins, das heisst wir hören auf, Barbaren zu sein.

Es ist wichtig zu sehen, dass Hölderlin nicht dem hochmütigen Irrtum verfällt, er könne allein mit seiner Dichtung eine neue Kultur hervorbringen. In erster Linie kommt der Anstoss dazu von den Himmlischen. Hölderlin dichtet gleichsam in ihrem Auftrag, und nur wenn die übrigen Menschen diesen Impuls aufgreifen, kann er sich zukünftig zu einer gesellschaftlichen Wirklichkeit entfalten.

Eine solche, von göttlicher Präsenz erfüllte Kultur gab es in der abendländischen Geschichte schon einmal, und zwar im antiken Griechenland. Das antike Vorbild inspiriert Hölderlin zur Vision einer neuen Kultur der Gegenwart. Während seiner Gymnasialzeit und seines Studiums bekam er eine fundierte klassisch philologische Ausbildung. Er lernte Hebräisch, Latein, Griechisch und eignete sich umfassende Kenntnisse der antiken Kultur an. Was aber vor allem wichtig ist: Hölderlin lebte mit seiner ganzen Seele und Vorstellungskraft in der griechischen Welt. Er suchte und lobpreiste sie in seiner Dichtung, er liess sie dort wiederaufleben, indem er die deutsche Sprache an das griechische Versmass der antiken Oden und Hymnen anpasste, und er beklagte immer wieder den Untergang der griechischen Welt. Um eine Vorstellung von dieser Welt zu bekommen, zitiere ich die vierte Strophe von *Brod und Wein*. Es geht hier nicht darum, den ganzen Inhalt zu verstehen, sondern eine

Erfahrung der Musikalität und der rhythmischen Kraft von Hölderlins Sprache zu machen.

Seliges Griechenland! Du Haus der Himmlischen alle,
Also ist wahr, was einst wir in der Jugend gehört?
Festlicher Saal! der Boden ist Meer! und Tische die Berge,
Wahrlich zu einzigem Brauche vor alters gebaut!
Aber die Thronen, wo? Die Tempel, und wo die Gefässe,
Wo mit Nektar gefüllt, Göttern zu Lust der Gesang?
Wo, wo leuchten sie denn, die fernhintreffenden Sprüche?
Delphi schlummert und wo tönet das grosse Geschick?
Wo ist das schnelle? Wo brichts, allgegenwärtigen Glücks voll,
Donnernd aus heiterer Luft über die Augen herein?
Vater Aether? So riefs und flog von Zunge zu Zunge
Tausendfach, es ertrug keiner das Leben allein:
Ausgeteilet erfreut solch Gut und getauschet, mit Fremden,
Wird's ein Jubel, es wächst schlafend des Wortes Gewalt:
Vater! heiter! und hallt, so weit es gehet, das uralte
Zeichen, von Eltern geerbt, treffend und schaffend hinab,
Denn so kehren die Himmlischen ein, tiefschütternd gelangt so
Aus den Schatten herab unter die Menschen ihr Tag.

Diese Strophe preist das vergangene Griechenland und kündigt die Rückkehr der Götter in naher Zukunft und mit ihr die Erneuerung der gegenwärtigen Kultur an. Hölderlin sieht im Heraufdämmern eines neuen Tags das Zeichen für diese Rückkehr. Der Tag ist die Zeit der Götternähe, am Tag bilden die Menschen eine Gemeinschaft, sie sind in festlicher, geselliger und heiterer Stimmung vereint, und der Tag ist auch die Zeit der

dichterischen Inspirationen. Durch das dichterische Wort, das »allgegenwärtigen Glücks voll« und »donnernd« über uns hereinbricht, werden wir in unserer Abgestumpftheit so sehr erschüttert, dass das göttliche Gefühl wieder erweckt wird: »Denn so kehren die Himmlischen ein, tieferschütternd gelangt so / aus den Schatten herab unter die Menschen ihr Tag.« lautet der Schluss der zitierten Strophe.

Der Tag und das dichterische Wort werden vorbereitet durch die Nacht, denn so heisst es in der zitierten Strophe von *Brod und Wein*: »(...) es wächst schlafend des Wortes Gewalt«.

Die Nacht als Gegenstück zum Tag ist in der Logik von Hölderlins Gedicht die Zeit der Götterferne. In der Nacht weicht das Glück, von göttlichem Gefühl erfüllt zu sein, einem Gefühl der Leere und des Mangels, die Menschen sind getrennt voneinander. Und in der Nacht bleibt auch die dichterische Inspiration aus. Die Nacht steht für den Zustand, den Hölderlin im Hyperion beklagt, und für unsere Taubheit gegenüber den Himmlischen, wie er sie in der zweiten Strophe eines Gedichts mit dem Titel *Die Götter* darstellt:

Ihr guten Götter! arm ist, wer euch nicht kennt,
Im rohen Busen ruhet der Zwist ihm nie,
Und Nacht ist ihm die Welt und keine
Freude gedeihet und kein Gesang ihm.

Brod und Wein verrät auch, was der tiefere Grund für die Götterferne ist. Wir können die Götter nicht mehr spüren, weil wir zu schwach geworden sind, um ihre mächtige Anwesenheit und die Fülle ihres Lichts zu ertragen.

»Nur zu Zeiten erträgt göttliche Fülle der Mensch«, heisst es in der siebten Strophe der Elegie. Aber das Leiden am nächtlichen Dunkel ist nicht vergeblich. Es macht die Menschen langsam, aber allmählich stärker. Die Erneuerung unserer Kultur erfolgt deshalb nicht auf einen Schlag. Tag und Nacht müssen sich noch sehr lange Zeit abwechseln, damit die Menschen von der Übermacht des näher kommenden Lichts nicht überwältigt werden. Götternähe und Götterferne, Fülle und Leere, Gemeinschaft und Einsamkeit sind wechselweise nötig, und deshalb sucht Hölderlin diese Gegensätze, ja Gegensätzliches überhaupt, in seiner Dichtung in ein Gleichgewicht zu bringen. Dieses Gleichgewicht ist allerdings anders als bei Goethe und Schiller nicht statisch, sondern dynamisch, denn Hölderlins Vorbild ist Pindar, ein antiker Odendichter, während sich die beiden Weimarer Klassiker an der plastisch statischen Kunst der Griechen orientieren

IV. Schönheit: Das dynamische Gleichgewicht der Gegensätze

Und damit sind wir bei der nächsten Frage zum Wesen der Dichtung angelangt, nämlich *wie* Hölderlins Dichtung ihrer Aufgabe gerecht wird, das heisst unter anderem, wie sie die Gegensätze miteinander verbindet? Eine von vielen Antworten finden wir in der ersten Strophe von *Brod und Wein*. Sie wurde zu Hölderlins Lebzeiten separat publiziert und gilt als eines der schönsten Gedichte in deutscher Sprache:

Rings um ruhet die Stadt; still wird die erleuchtete Gasse,
Und, mit Fakeln geschmückt, rauschen die Wagen hinweg.

Satt gehn heim von Freuden des Tags zu ruhen die Menschen,
Und Gewinn und Verlust wäget ein sinniges Haupt
Wohlfrieden zu Haus; leer steht von Trauben und Blumen,
Und von Werken der Hand ruht der geschäftige Markt.
Aber das Saitenspiel tönt fern aus Gärten; vielleicht, daß
Dort ein Liebendes spielt oder ein einsamer Mann
Ferner Freunde gedenkt und der Jugendzeit; und die Brunnen
Immerquillend und frisch rauschen an duftendem Beet.
Still in dämmeriger Luft ertönen geläutete Glocken,
Und der Stunden gedenk ruft ein Wächter die Zahl.
Jetzt auch kommet ein Wehn und regt die Gipfel des Hains auf,
Sieh! und das Schattenbild unserer Erde, der Mond
Kommet geheim nun auch; die Schwärmerische, die Nacht kommt,
Voll mit Sternen und wohl wenig bekümmert um uns,
Glänzt die Erstaunende dort, die Fremdlingin unter den Menschen
Über Gebirgshöhn traurig und prächtig herauf.

Wie jeder Dichter verleiht Hölderlin seinen Aussagen mit Rhythmus, Klang und Bildern Nachdruck, er gibt dem Atem des Gedichts mit der wechselnden Länge der Sätze Raum, sein Wortschatz ist reichhaltig und differenziert. Er entfaltet also alle Seiten der Sprache, um das Gedicht in höchster Schönheit erklingen zu lassen. Schönheit ist für Hölderlin das lebendig bewegliche Gleichgewicht der Gegensätze.

Wir können aus zeitlichen Gründen nur ein Verfahren herausgreifen, das zeigt, wie Hölderlin in dieser Strophe das Gleichgewicht herstellt. Die Strophe führt die Leser durch einen Kreislauf, indem sie den Übergang vom Tag in die Nacht darstellt, in der sich bereits wieder ein neuer Tag ankündigt. In den ersten Versen spüren wir, wie die Geschäftigkeit des

Tags langsam in Ruhe und Stille übergeht. Die Strassen haben sich geleert, die Stände des Markts sind abgeräumt, die Menschen haben ihre Arbeit niedergelegt und sind nach Hause gegangen. Mit der Ruhe und Dunkelheit der heraufkommenden Nacht rückt der Sehsinn in den Hintergrund. Stattdessen beginnen wir zu hören, was im Lärm und Trubel des Tags untergeht. Wir hören das Hinwegrauschen der Wagen, später ertönt von Ferne Musik, das Quellen des Brunnens dringt an unser Ohr, und die Abendglocken erklingen. Die akustischen Vorgänge der hereinbrechenden Nacht stimmen uns gleichzeitig auch auf die sprachlichen Klänge des Gedichts ein.

Weitere Sinne kommen ins Spiel. Wir riechen den Duft von Blumen und spüren das leise Wehen des Abendwindes, das nach dem Wortlaut des Gedichts die »Gipfel des Hains aufregt«. Dieses Bild ruft eine sinnliche und seelische Wirkung des Abends zugleich hervor. Wir sehen, wie der Abendwind die Wipfel der Bäume sanft bewegt, und wir fühlen in uns eine leise Aufregung, eine Erwartung aufkommen: Etwas Wunderbares wird geschehen! Das ist die Stimmung, auf die das Gedicht von Anfang an hinzielt. Und die Erwartung wird erfüllt. Nun steigt geheimnisvoll der Mond am Horizont auf, die Sterne beginnen da und dort zu leuchten, und auf einmal ist die Nacht da. Hölderlin nennt sie die Schwärmerische. Vom *Hyperion* her wissen wir, dass er unter dem Schwärmerischen das göttliche Gefühl versteht, jene innere Erregung, die unsere Stumpfheit, unsere Leere und Isolation vertreibt. Hölderlins Formulierungen zeigen, dass er die Nacht als etwas Allumfassendes versteht. Er personifiziert sie, er nennt sie die Schwärmerische, die Erstaunende, die Fremdlingin und zeigt damit, dass sie sich sowohl ausserhalb als auch innerhalb von uns befindet. Sie ist,

wie gesagt, das Dunkel, das durch die Götterferne in uns und um uns herrscht. Deshalb ist die Nacht bei aller Pracht traurig und fremd. Da sie aber durch den Mond und die Sterne nicht ohne Licht ist, da sie uns erwartungsvoll und empfänglich stimmt und uns erstaunen lässt, kündigt sie als Schwärmerische etwas an, das wir erst allmählich kennenlernen werden: Das Herannahen der Götter, das Heraufdämmern eines neuen Tags.

Indem die erste Strophe die Erwartung auf den neuen Tag weckt, werden die Leser von *Brod und Wein* auf die folgenden Strophen des Gedichts eingestimmt, sie werden auf das Ungewöhnliche von Hölderlins Ideenwelt vorbereitet, aber ebenso auf den hohen Ton, die fremdartige Schönheit und Musikalität seiner Dichtung, und dadurch erwacht im Idealfall auch ihre Bereitschaft, einen veränderten Blick auf die Welt einzunehmen.

Damit bringt die erste Strophe von *Brod und Wein*, wie übrigens viele von Hölderlins Gedichten, implizit die Voraussetzungen zur Sprache, die vorhanden sein müssen, um überhaupt die Erfahrung des Göttlichen machen zu können. Als Leser seiner Gedichte müssen wir deshalb seinen Glauben an die Götter nicht einfach nur hinnehmen oder ablehnen, sondern wir bekommen die Möglichkeit zu verstehen, mit welchem Recht seine Dichtung von all diesen Dingen spricht, die wir nicht kennen, von denen wir aber gerade wegen der besonderen Art seiner Rede eine Ahnung bekommen können.

Insgesamt lässt sich die erste Strophe von *Brod und Wein* auch als eine Meditation auffassen, die uns in die Stille führt und zu tieferen und ausseralltäglichen Erfahrungen verhilft. Die übrigens heute so weit verbreitete buddhistische Achtsamkeitsmeditation, die etwas Ähnliches

anstrebt, zeigt, dass sich viele Menschen nach dieser Stille und solchen Erfahrungen immer mehr sehnen.

Brod und Wein ist in den Jahren 1800 und 1801 entstanden. In diesem Gedicht hat sich Hölderlin vom Einfluss Schillers emanzipiert. Anfangs schrieb er wie dieser Gedichte, die eine Darstellung von Gedanken und Ideen sind. Er feierte in ihnen die Ideale der Schönheit, Freiheit, Liebe und Harmonie. Diese Gedichte sind oft etwas abstrakt. Es fehlt ihnen an Konkretem und Stofflichem. Anders als Goethe fließen Hölderlin die Bilder nicht mühelos zu, er muss sich die Aneignung des Stofflichen hart erarbeiten. Nach dem 28. Altersjahr kommt es aber zu einem Durchbruch. Hölderlin findet immer mehr zu seiner eigenen Sprache und schafft jenes grandiose poetische Universum, von dem ich Ihnen heute nur einen kleinen Ausschnitt zeigen kann. Diesen Fortschritt verdankt Hölderlin auch Susette Gontard, die in seinem 26. Altersjahr in sein Leben trat. Hölderlin nahm in jener Zeit eine Hofmeisterstelle in Frankfurt an. Ein Hofmeister ist zuständig für den Unterricht der Kinder von reichen Bürgerfamilien. Für Hölderlin, der ein Leben lang von Hofmeister- zu Hofmeisterstelle gewechselt hat, war diese Form von Tätigkeit eine Möglichkeit, Geld zu verdienen, die stets drohende Übernahme einer Pfarrei zu umgehen und daneben trotzdem dichterisch tätig zu sein. Das 26. Altersjahr Hölderlins wird von ihm wie eine Neugeburt erlebt und ist reich an glücklichen Erfahrungen. Der Höhepunkt dieser Zeit und seines Lebens überhaupt ist seine Liebe zu Susette Gontard, der Ehefrau seines Arbeitgebers. Sie wurde mit Jakob Gontard im 17. Altersjahr verheiratet. Die beiden hatten vier Kinder und führten eine Vernunft Ehe, die im

konventionellen Sinn gut war. In zeitgenössischen Berichten wird Susette Gontard als ausserordentlich schöne und umfassend gebildete Frau dargestellt. Sie gilt als »vollendete Schönheit von edler griechischer Gestalt (...)«.

Ludwig Zeerleder, ein Schweizer Finanzkaufmann und einer ihrer grossen Verehrer, hatte übrigens den ersten Teil von Hölderlins Roman *Hyperion* abgeschrieben und diese Abschrift Susette Gontard geschenkt, noch bevor der junge Dichter in ihr Haus kam. Im *Hyperion* gestaltet Hölderlin die Liebe der Titelfigur zu Diotima und hat dabei unbewusst seine Beziehung zu Susette vorweggenommen. Diotima verkörpert Hölderlins Ideal dichterischer Schönheit. Ihr Anblick ist der Beweis und der Garant, dass in der Schönheit der Dichtung die Zerrissenheit der Zeit, unter der er so sehr gelitten hat, geheilt werden kann, denn in Diotimas Schönheit kommen für ihn alle Gegensätze zum Schweigen. Gleichzeitig stellt Hölderlin mit dieser Figur auch sein Liebesideal dar. »Eh' es eines von uns beeden wusste, gehörten wir uns an«. Mit diesen Worten wird Diotima im *Hyperion* eingeführt. Und genau so scheint sich die erste Begegnung zwischen Hölderlin und Susette Gontard abgespielt zu haben. Weil Susette verheiratet ist, wehrt er sich anfänglich noch gegen das Gefühl ihrer Zusammengehörigkeit. Trotz der Grenzen, die er sich gesetzt hat, schreibt er aber bereits einen Monat später an seinen Freund Neuffer: »Mir geht es so gut wie möglich. Ich lebe sorglos, und so leben ja die seeligen Götter.« Susette Gontard erwidert seine Liebe voll und ganz, und die Tiefe und Bedeutsamkeit dieser Verbindung lässt die beiden alle gesellschaftlichen Schranken in den Wind schlagen. Hölderlin schreibt an Neuffer:



Susette Gontard

Ich bin in einer neuen Welt. Ich konnte wohl sonst glauben, ich wisse, was schön und gut sey, aber seit ich's sehe, möchte' ich lachen über all' mein Wissen. Lieber Freund! es giebt ein Wesen auf der Welt, woran mein Geist Jahrtausende verweilen kann und wird, und dann noch sehen, wie schülerhaft all unser Denken und Verstehn vor der Natur sich gegenüber findet. Lieblichkeit und Hoheit, und Ruh und Leben, u. Geist und Gemüth und Gestalt ist Ein seeliges Eins in diesem Wesen. Du kannst mir glauben, auf mein Wort, dass selten so etwas geahndet, und schwerlich wieder gefunden wird in dieser Welt. (...) Dass ich jetzt lieber dichte, als je, kannst Du Dir denken. (...) O sei glücklich, lieber Bruder! Ohne Freude kann die ewige Schönheit nicht recht in uns gedeihen. Grosser Schmerz und grosse Lust bildet den Menschen am besten.«

Susette Gontard übertrifft Hölderlins kühnste Erwartungen an die Liebe, sie stellt seine höchsten Ansprüche an Wesensfülle, Geist, Schönheit sowie an anmutigem und liebevollem Verhalten in den Schatten. Auf ihn, der schon so oft die Erfahrung gemacht hat, wie überspannt seine Hoffnungen und Ideale sind, wirkt diese Erfahrung erlösend. Allem voran hat Susette aber wie niemand zuvor an sein dichterisches Talent geglaubt und ihn in der Zuversicht bestärkt, eine bürgerliche Existenz als Dichter aufbauen zu können. Wenn man sich an das fehlende Verständnis von Hölderlins Mutter für seine Berufung erinnert, muss Susette Gontard Balsam für seine Seele gewesen sein, und falls er zu diesem Zeitpunkt noch Zweifel an seiner Eignung zum Dichter hatte, wird sie diese endgültig vertrieben haben. Susette Gontard ist für Hölderlin, was Diotima für Sokrates in Platons *Gastmahl* war, von dem er diese Gestalt für seinen Roman übernommen hat. Sokrates, der im *Gastmahl* eine Rede über Eros, das

Wesen der Liebe hält, hat sein ganzes Wissen von Eros erhalten, aber die Kunst darüber zu reden bekommt er von Diotima, einer weisen Frau und Seherin aus Arkadien.

Auf das Glück himmlischer Seligkeit folgte allerdings schon bald die Ernüchterung. Im Hause Gontard herrschte reges gesellschaftliches Leben, das den Liebenden wenig Raum für Nähe liess. Dazu kam, dass Hölderlin als Hofmeister zum Dienstpersonal gehörte und man ihn dies häufig spüren liess. Zunehmend hört man deshalb in seinen Briefen Klagen wie diese:

(...) dieses ganze Jahr haben wir fast beständig Besuche, Feste und Gott weiss! was alles gehabt, wo dann freilich meine Wenigkeit immer am schlimmsten wegkommt, weil der Hofmeister besonders in Frankfurt überall das fünfte Rad am Wagen ist, und doch der Schiklichkeit wegen muss dabei seyn.

Im September 1798 kam es zu einem Zwischenfall mit dem Hausherrn. Hölderlin wurde in Gegenwart von Susette wie schon oft in seine Schranken als Dienstbote verwiesen. Er reagierte mit Jähzorn auf die Demütigung. Auch wenn Susette ihn rasch beruhigen konnte, hatte der Auftritt zur Folge, dass Hölderlin sofort den Koffer packte und noch in der selben Nacht das Haus der Gontards für immer verliess. Nach der Trennung von Susette übersiedelte er in das nahe bei Frankfurt gelegene Homburg. Er blieb mit ihr während der ganzen Homburger Zeit, vom September 1798 bis Mai 1800, in brieflichem und sporadisch in persönlichem Kontakt. Die Liebenden trafen sich jeweils heimlich am

ersten Donnerstag des Monats und tauschten ihre Briefe aus. Am 10. Juni 1800 kehrte Hölderlin für kurze Zeit zu seiner Mutter nach Nürtingen zurück. Die beiden sahen sich von da an nicht mehr.

V. »Dass ich so kalt, allzunüchtern und verschlossen werden soll«

Es ist unübersehbar, dass die Zeit in Frankfurt für Hölderlin eine Phase der Erfüllung und Förderung war. Seine Liebe zu Susette Gontard war so tief, dass er sich anschliessend nie mehr auf eine Beziehung zu einer Frau einliess. Mit dem Abschied von Susette droht auch sein dichterisches Feuer zu erlöschen. Er befürchtet, dass sein Inneres zu Eis erstarren wird, wenn er darum kämpft, sich von den Erschütterungen des Lebens (gemeint ist auch die Trennung) nicht vernichten zu lassen. An die Schwester schreibt er:

Ich kann den Gedanken nicht ertragen, dass auch ich, wie mancher andere, in der kritischen Lebenszeit, wo um unser Inneres her, mehr noch als in der Jugend, eine betäubende Unruhe sich häuft, dass ich, um auszukommen, so kalt und allzunüchtern und verschlossen werden soll. Und in der That, ich fühle mich oft, wie Eis, und fühle es nothwendig, so lange ich keine stillere Ruhestätte habe, wo alles was mich angeht, mich weniger nah, und eben desswegen weniger erschütternd bewegt.

In einem Gedicht, das einige Zeit später, zwischen 1803 und 1804 entstanden ist, gibt Hölderlin der Gefahr einer inneren Erstarrung und

Vereisung dichterischen Ausdruck. Es ist sein bekanntestes Gedicht geworden und hat, wie wir gegen Ende dieses Vortrags sehen werden, prophetischen Charakter.

Hälfte des Lebens

Mit gelben Birnen hänget
Und voll mit wilden Rosen
Das Land in den See,
Ihr holden Schwäne,
Und trunken von Küssen
Tunkt ihr das Haupt
Ins heilignüchterne Wasser.

Weh mir, wo nehm' ich, wenn
Es Winter ist, die Blumen, und wo
Den Sonnenschein,
Und Schatten der Erde?
Die Mauern stehn
Sprachlos und kalt, im Winde
Klirren die Fahnen.

Wie in *Brod und Wein* ist auch dieses Gedicht voll von Gegensätzen. Hölderlin feiert in der ersten Strophe einen Zustand der Lebensfülle, der Trunkenheit und Wärme, der Allverbundenheit und dichterischer Inspiration und wird in der zweiten Strophe jäh in eine Zeit geworfen, in der dieser Segen abhanden gekommen ist und damit auch seine Fähigkeit zu dichten.

Die beiden Stimmungen des Gedichts klaffen auseinander. Das ist aber nur auf den ersten Blick der Fall, denn auch in diesem Gedicht hat Hölderlin die Gegensätze in ein lebendiges Gleichgewicht gebracht. Darauf deutet die Wendung »heiligenüchtern«, die am Schluss der ersten Strophe steht und die in nuce die Zäsur enthält, welche die beiden Zustände trennt. Das Wort ist eine Neuschöpfung, in der sich die beiden Stimmungen des Gedichts miteinander verschränken.

Wie die erste Strophe von *Brod und Wein* stellt auch *Hälfte des Lebens* einen Ablauf dar. Wenn wir mit diesem mitgehen, können wir sehr bald erkennen, dass sich der Winter in der ersten Strophe schon leise anmeldet und dass der Sommer in der zweiten Strophe noch ein Weilchen nachklingt. Der lineare Gang des Gedichts wird also von einer voraus- und zurückgreifenden Bewegung überlagert. Auf diese Weise erzeugt es ein Gewebe, in dem sich die Gegensätze durchdringen.

Das Gedicht besteht aus drei Sätzen. Der erste Satz nimmt die ganze erste Strophe ein und verbindet alles, was in ihr gesagt wird. Damit evoziert das Gedicht in diesen Versen eine Welt, die noch nicht in Gegensätze zerrissen ist. Das Land ist voller spätsommerlich reifer Früchte und blühender Rosen und hängt mit seiner ganzen Fülle schwer in den See. Dieses Bild lässt an die Endphase einer Schwangerschaft denken. Es stellt ein flüchtiges Gleichgewicht zwischen Land und Wasser her, das heisst zwischen Festem und Flüssigem, Fassbarem und Unfassbarem. Doch das Jahr schreitet weiter voran, und schon bald werden die Blumen und Früchte in den See fallen, die Harmonie wird sich auflösen, Land und Wasser trennen sich wieder. Noch ist aber der Höhepunkt dieses Zustandes nicht erreicht. Dieser gipfelt in den »holden Schwänen«, die in

ihrer Trunkenheit genau das tun, was die reifen Birnen und die Rosen ankündigen. Sie tauchen ihr Haupt ins kühle Wasser. Die Schwäne sind ein traditionelles Bild für den Dichter, während die Küsse auf den Musenkuss anspielen, der für die Antike den ekstatischen Zustand der dichterischen Inspiration auslöst. Einer dieser trunkenen Schwäne ist aber auch der in Liebe zu Susette Gontard entbrannte Hölderlin. Sobald die Schwäne ihr Haupt ins Wasser tauchen, klingt ihre Erregung ab. Erneut entsteht ein momentanes Gleichgewicht, denn das Wasser ist nicht nur winterlich nüchtern, sondern nimmt auch die sommerliche Trunkenheit der Schwäne auf, es ist »heilignüchtern«.

Wenn die Schwäne für den Dichter stehen, was symbolisiert dann das Wasser? Was kühlt die inspirierte Trunkenheit des Dichters so weit ab, dass er vor lauter Ekstase nicht den Verstand und sein Ich verliert? Die erste Strophe kennt nämlich noch kein Ich. Das Ich taucht erst in der zweiten Strophe auf, während der die Inspiration am Abklingen ist. An dieser Beobachtung zeigt sich erneut, dass Nacht, Nüchternheit und Götterferne unerlässlich sind, denn ohne diese gäbe es kein Ich und ohne Ich kein Bewusstsein und keine Freiheit. Wie also wird die Trunkenheit des Dichters ausgeglichen? Durch die Arbeit an der Sprache. Dichten ist bei weiten nicht nur Rausch. Wir haben es bereits gesehen. Dichten setzt auch viel Studium, viel Experimentieren und Feilen mit und an der Sprache voraus. Nur so gelingt es Hölderlin das lebendige Gleichgewicht aller Gegensätze herzustellen, das für ihn Schönheit ist und nur ein solches Gedicht ist heilignüchtern. Das heilignüchterne Wasser ist also auch ein Bild für die Tradition der bereits bestehenden Dichtungen. Aus Hölderlins Briefen wissen wir, dass er sich von den grossen Werken seiner antiken

Vorgänger, aber auch von den Schriften Schillers oft regelrecht erdrückt gefühlt hat. Auf seine dichterischen Höhenflüge dürfte sich das gelegentlich ernüchternd ausgewirkt haben. Aber da das Wasser nicht nur nüchtern, sondern auch „heiligenüchtern“ ist, werden ihn die Werke anderer Autoren ebenfalls gefördert und inspiriert haben, wenn er in ihre Welt eingetaucht ist.

In der zweiten Strophe, die aus zwei Sätzen besteht, greifen Kälte und Ernüchterung um sich und münden schliesslich in die Resignation. Dieser Zustand stellt sich aber nicht sogleich ein. In den w-Lauten von »Weh mir, wo nehm ich, wenn es Winter ist...« und in der Erinnerung an den Sonnenschein, die Blumen und den Schatten der Erde klingt der Sommer noch nach. Doch die Schatten kündigen auch den Winter mit seiner Dunkelheit, seiner Kälte und dem Starrwerden von allem und jedem an. Statt des durchlässigen Wassers gibt es im Winter nur noch Eis und harte, trennende Mauern. Es sind Bilder für das befürchtete Verstummen des Dichters. Das Gedicht endet mit dem Klirren der Fahnen im Wind, mit einem Geräusch, das weit entfernt vom erhabenen und schönen Klang der Hölderlin'schen Gedichte ist.

VI. Zuviel des Guten: Hölderlins Zusammenbruch

Doch vorerst geschieht in Hölderlins Leben das Gegenteil. Die Trennung von Susette Gontard hat ihn zu jenem Dichter gemacht, für den er seit dem 20. Jahrhundert gefeiert wird. Was jetzt an Gedichten entsteht, gehört zum Besten seines Werks. Es ist teuer erkaufte, nämlich nicht nur mit dem Verlust der geliebten Frau, den er dichtend auszugleichen versucht,

sondern auch mit dem vollständigen Scheitern seiner Bemühungen, sich als Dichter und Bürger eine Existenz aufzubauen.

Nach der Trennung von Susette Gontard beschäftigt er sich mit unterschiedlichen Plänen, die ihn finanziell unabhängig machen sollen. Er hat vor, eine poetische Zeitschrift mit dem Titel *Iduna* (germanische Göttin der Jugend, der Erneuerung und Unsterblichkeit) herauszugeben. Um einen breiten Absatz der Zeitschrift zu garantieren, besteht der Verleger darauf, dass auch berühmte Schriftsteller wie Goethe und Schiller mitwirken. An dieser Forderung scheitert das Projekt. Schiller rät von einer Zeitschrift grundsätzlich ab, die anderen Autoren, die Hölderlin anschreibt, antworten meist nicht einmal. Voller Enttäuschung schreibt der Dichter an Susette Gontard:

Nicht nur Männer, deren Verehrer mehr als Freund ich mich nennen konnte, auch Freunde (...) auch solche, die nicht ohne wahrhaften Undank mir eine Theilnahme versagen konnten - liessen mich bis jetzt - ohne Antwort (...) Schämen sich denn die Menschen meiner so ganz?

In seinem Absagebrief hat ihm Schiller versprochen, bei der Suche nach einer Stelle behilflich zu sein, die Hölderlins Vorstellungen und Fähigkeiten entspricht. Damit kommt ein weiterer Plan ins Spiel. Er bittet Schiller, ihm einen Posten als Privatdozent für griechische Literatur an der Universität Jena zu verschaffen. Eine Antwort auf diese Bitte bleibt ihm Schiller schuldig. Selbst Niethammer, ein Freund aus dem Tübinger Stift, den er ebenfalls darum ersucht, ihm zu einer Stelle als Dozent zu verhelfen, hält es nicht für nötig, auch nur eine Absage zu schreiben.

Das dritte und wichtigste Projekt für Hölderlin ist das Verfassen einer Tragödie, die ein Thema der griechischen Antike aufgreift. *Der Tod des Empedokles* – so lautet der Titel des geplanten Dramas – ist die Geschichte des Naturphilosophen, Arzt und Dichters Empedokles, der sich nach einer Legende in den Ätna gestürzt haben soll. Als Hölderlin am *Empedokles* arbeitet, bereitet sich Württemberg heimlich vor, den Herzog abzusetzen und eine Schwäbische Republik zu gründen. Hölderlin ist als Mitwisser an diesen Plänen beteiligt und hofft, sich mit seiner Tragödie als offizieller Dichter der neu gegründeten Republik etablieren zu können. Doch auch dieses Projekt scheitert. Ausgerechnet in der Zeit der geplanten Württembergischen Revolution beginnt Frankreich, inzwischen von Napoleon regiert, seinen Kurs zu ändern. Das Land braucht Frieden und gibt das Signal, dass eventuelle umstürzlerische Aktionen niedergeschlagen würden.

Damit haben sich sämtliche Pläne Hölderlins zerschlagen. Er beginnt wieder als Hofmeister zu arbeiten, zuerst in Hauptwil im Kanton Thurgau bei der Familie Gonzenbach, anschliessend tritt er seine letzte Stelle in Bordeaux beim Konsul Meyer an. Beide Arbeitsverhältnisse enden nach kurzer Zeit, und man weiss bis heute nicht weshalb. Hölderlin erhält von jedem seiner Arbeitgeber beste Zeugnisse. Von Bordeaux kehrt er Ende Juni 1802 zurück und trifft überraschend bei Matthison, einem Freund aus der Stiftszeit in Tübingen ein. Dieser berichtet:

Er war leichenbleich, abgemagert, von hohlem wildem Auge, langem Haar und Bart, und gekleidet wie ein Bettler. (...) Das scheusslich Bild hat sich mir sodann genähert und mit dumpfer geisterhafter Stimme gemurmelt: Hölderlin.

Es ist der erste grosse Zusammenbruch seiner seelischen und geistigen Kräfte. Ausgelöst wurde er vermutlich durch die Nachricht von Susette Gontards Tod, die am 22. Juni 1802 viel zu früh an einer Lungentuberkulose gestorben war. Man vermutet auch, dass Hölderlin in Bordeaux über ihren kritischen Zustand informiert worden ist und dass er deshalb so überstürzt nach Deutschland aufbrach.

Trotz des zerstörten Eindrucks, den Hölderlin bei seinen Freunden hinterliess, entwickelte er aber in den Jahren 1802 bis 1804 eine kaum fassbare Energie, mit der er sich geradezu besessen einigen höchst anspruchsvollen Vorhaben widmete. So übersetzte er die beiden Sophoklestragödien *König Oedipus* und *Antigone* und schrieb dazu Anmerkungen, die gedanklich weit über den Horizont seiner Zeit hinausreichen. Und nicht zuletzt entstand in diesen letzten Jahren vor dem endgültigen Ausbruch der Krankheit sein grosses hymnisches Werk.

Dass der Dichter nach dem Tod Susettes und nachdem seine Bemühungen um eine berufliche Absicherung gescheitert waren, überhaupt zu seiner Arbeit zurückfinden konnte, verdankt er Sinclair, einem Freund aus den Jugendjahren. Sinclair lädt ihn ein, nach Homburg zu kommen. Er verhilft ihm dort zu einer Proforma-Stelle als Hofbibliothekar beim Landgrafen von Hessen-Homburg und bezahlt den Lohn aus der eigenen Tasche. Hölderlin verbringt seine Zeit nur noch mit Dichten. Er hat aufgehört, mit seiner Familie und seinen Freunden zu kommunizieren. Er scheint zu ahnen, dass ihm nicht mehr viel Zeit bleibt, um seine dichterischen Pläne zu verwirklichen.

Das letzte Mobilisieren seiner Kräfte wurde mit einer immensen Fülle an Inspirationen belohnt. Was lange Zeit ein Segen war, gestaltete sich aber allmählich für Hölderlin immer mehr zu einer Belastung: Er wurde vom Zustrom an dichterischen Einfällen zusehends überwältigt. An einen Freund schreibt er:

Sonst konnt ich jauchzen über eine neue Wahrheit, eine bessere Ansicht des, das über uns und um uns ist, jetzt fürcht ich, dass es mir nicht geh am Ende, wie dem alten Tantalus, dem mehr von Göttern ward, als er verdauen konnte.

Tantalus, ein König der griechischen Antike, wurde von den Göttern eingeladen, an ihrer Tafel zu speisen. Doch Tantalus missbrauchte ihre Gastfreundschaft. Er stibitzte Nektar und Ambrosia, eine göttliche Nahrung, die unsterblich macht. Die Götter waren erzürnt und verstießen ihn zur Strafe an den untersten Ort des Hades, in den Tartaros. Dort war er dazu verdammt, in alle Ewigkeit in einem Teich zu stehen, über dem sich Zweige voller Früchte wölbten. Sobald Tantalus, durstig geworden, aus dem Teich trinken wollte, zog sich das Wasser zurück und wenn er hungrig nach den Früchten griff, wurden sie von einem Sturm weggewirbelt. Hölderlin, der sich wie jeder Dichter nach Unsterblichkeit sehnt, ist jedoch dem Andrang an Inspirationen immer weniger gewachsen. Er befürchtet, dass ihn die Götter bestrafen und dass er das gleiche Schicksal wie Tantalus erleiden muss, indem er die Kontrolle über die Fülle an Einfällen und den Verstand verliert und schliesslich nicht mehr dichten kann. Etwas Vergleichbares ist tatsächlich geschehen. Hölderlin litt unter Depressionen und zunehmend an Tobsuchtsanfällen, die seinen

Mitmenschen unmotiviert und daher als Irrsinn erschienen. Sein Freund Sinclair war mit Hölderlins Zustand immer mehr überfordert, und schrieb deshalb im Februar 1805 folgendes an seine Mutter:

Es ist (...) nicht mehr möglich, dass mein unglücklicher Freund, dessen Wahnsinn eine sehr hohe Stufe erreicht hat, länger eine Besoldung beziehe und hier in Homburg bleibe, und ich bin beauftragt Sie zu ersuchen, ihn dahier abholen zu lassen. Seine Irrungen haben den Pöbel dahier so sehr gegen ihn aufgebracht, dass (...) die ärgsten Mishandlungen seiner Person zu befürchten stünden, und dass seine längere Freiheit selbst dem Publikum gefährlich werden könnte, und, da keine solchen Anstalten im hiesigen Land sind, es die öffentliche Vorsorge erfordert, ihn von hier zu entfernen.

Die Mutter reagiert sogleich und lässt Hölderlin am 11. September 1806 nach Tübingen abtransportieren. Er wehrt sich mit allen Kräften gegen die gewaltsame Entmündigung. In Tübingen wird er von der Mutter in die Klinik von Dr. Autenrieth eingeliefert, die damals zu den modernsten psychiatrischen Anstalten des Landes zählt.

Es gilt als erwiesen, dass der Aufenthalt in der Klinik seinem Zustand mehr schadete, als dass er zur Besserung beigetragen hätte. Nach knapp einem Jahr wurde Hölderlin aus der Klinik entlassen mit der Diagnose, an einer unheilbaren jedoch nicht gemeingefährlichen Geisteskrankheit zu leiden. Diese Diagnose ist heute umstritten. Die Fachwelt ist sich zum einen noch immer nicht einig, woran Hölderlin gelitten hat, ob unter Schizophrenie, oder Depressionen oder ob seine Symptome – so die jüngste Theorie – von den vergiftenden Nebenwirkungen der Medikamente stammten, die man ihm in der Klinik Autenrieth und auch noch später verabreichte.

Wie auch immer: Hölderlin hatte Glück im Unglück. Die psychiatrische Klinik in Tübingen arbeitete mit einem Schreiner namens Ernst Zimmer zusammen. Zimmer war belesen und kannte Hölderlins Briefroman *Hyperion*, den er ausserordentlich schätzte. Er war erschüttert vom Schicksal des Dichters und nahm ihn nach der Entlassung von der Klinik dauerhaft in sein Haus in Tübingen auf. Hölderlin bewohnte dort ein Turmzimmer mit Blick auf den Neckar. Bei seiner Entlassung aus der Klinik hatten ihm die Ärzte noch höchstens drei Jahre Lebenszeit in Aussicht gestellt. In Wirklichkeit lebte er noch ganze 37 Jahre. Seine Mutter besuchte ihn nie mehr. Sie starb 1828. Hölderlin starb am 7. Juni 1843.



Hölderlinturm, Tübingen



Friedrich Hölderlin, 1843

Die Befürchtung, endgültig zu verstummen, die Hölderlin in *Hälfte des Lebens* dichterisch gestaltet hatte, war wahr geworden. Zwar hat er in den Tübinger Jahren gelegentlich, öfters auf Wunsch von Besuchern, noch gedichtet. Dadurch ist eine Reihe von Gedichten entstanden, denen allerdings der hohe Ton seiner früheren Werke fehlt. Sie sind wie von jemandem gesprochen, der eine unendlich grosse Distanz zu allem hat, was er sieht und sagt. Hölderlin war sich des Unterschieds zwischen diesen und seinen früheren Dichtungen vermutlich bewusst. Vielleicht hat er deshalb die Tübinger-Gedichte nicht mehr mit seinem eigenen Namen signiert, sondern mit Scardanelli oder Buonarrotti. Ich schliesse meinen Vortrag mit einem Vierzeiler aus dieser Zeit.

Die Linien des Lebens sind verschieden
Wie Wegen sind und wie der Berge Grenzen
Was hier wir sind, kann dort ein Gott ergänzen
Mit Harmonien, ew'gem Lohn und Frieden.